

Wo ist Norden

Barbara Handke wurde 1976 in Barth an der Ostsee geboren, lernte Buchhändlerin und studierte Anglistik und Soziologie. Längere Aufenthalte in Irland, Paris und New York. Arbeit als Verlagslektorin in Leipzig und Hamburg, inzwischen freiberufliche Lektorin und Dozentin.

Barbara Handke

Wo ist Norden

Roman



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2018 Barbara Handke Text+Lektorat+Redaktion
Demmeringstraße 57 04177 Leipzig
www.woistnorden.de www.centralbuero.de

Lektorat: Kirsten Gleinig
Layout und Satz: Barbara Brendel
Covergestaltung: Barbara Handke
Coverfoto: Oliver Decker
Lithografie: Humme, Leipzig
Vignette: Jurate Kemeklyte Bagdoniene
Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand, Norderstedt
ISBN: 978-3-7460-6758-2

1993 bis 2002

Erstes Kapitel

Mit dem Abend kamen die Mücken, surrten, landeten, stachen und ich – unfähig, einem lebenden Wesen etwas zuleide zu tun – schloss mein Fachblatt und ging hinein. Marlene war nicht mehr in der Küche, doch hörte ich sie in der Werkstatt die Leiter rücken und eilte zu ihr, um zu helfen.

»Wohin?«

»Dahin, wo Selma steht.«

Selma allerdings stand nie. Heute vielleicht, aber nicht damals mit zehn, als sie barfüßig Räder schlug und laut mitzählte. Einundsiebzig, zweiundsiebzig. Sie turnte zwischen den Böcken und Brettern, fiel weder auf die Nähmaschine noch auf die Teile des Frühbeets, die hier lagerten, und warf sich zuletzt erschöpft auf das Sofa.

»Dorthin.« Marlene zeigte auf die leere Wand.

Ich tat gern etwas für sie. Dabei war ich in den letzten beiden Jahren trotzig gewesen, hatte meine Doktorarbeit

zum Vorwand genommen, fernzubleiben, mich ihrem Leben zu entziehen. Doch als ich an jenem Sommermorgen ein federleichtes, getigertes Kätzchen aus der Mülltonne barg, wo es irgendein Mensch – nie weiß man, wer so etwas macht – zum Sterben in einem Schuhkarton deponiert hatte, wurde mir auf einmal klar, wie sehr sie mir fehlten und dass es wie beim Segeln war, wenn man gegen den Wind nicht geradeaus ankommt. Meine Wohnung war nur ein Depot, eine Wartungsstätte des Alltags, da ließe sich kein Tier halten; hier in Plenskow aber gab es Platz und drei Kinder, die Ferien hatten. Konrad und Marlene nahmen es hin, in der Haustierfrage übergangen zu werden, die Kinder waren begeistert und ich erleichtert über diesen Schritt auf sie zu.

Marlene stieg auf die Leiter und kratzte mit dem Taschenmesser an dem alten Anstrich, der in Stücken zu Boden fiel. Darunter zeigte sich ein Hellblau. Marlene stieg herab, schob die Leiter nach links, stieg wieder hinauf und kratzte abermals. Nun war etwas Tannengrünes zu sehen. So ging es noch mehrmals, und dort, wo die Farbe besonders locker saß, kam eine rote, runde Form zum Vorschein.

»Das ist ein Granatapfel«, sagte Marlene und klappte ihr Messer zusammen.

»Wusste ich doch, dass da ein Bild ist«, rief Selma und stieg selbst auf die Leiter, um es sich anzusehen, »aber es ist eine Sonne. – Konrad! Laure! Jakob!« Und als die nicht kamen, lief sie los, sie zu finden.

»Schön, dass du wieder da bist«, sagte Marlene und sah mich an, als wäre auch ich ein überraschender Fund.

»Die Doktorarbeit«, winkte ich ab, hoffend, sie würde nicht nachfragen. Ich wollte nicht zugeben, wie schlecht es darum stand, nicht ihr gegenüber. »Aber ihr habt ja auch einiges geschafft. Die Fenster sind neu«, und ich schaute probenhalber durch die neuen Scheiben zum Vorplatz.

»Ja«, sie schüttelte den Kopf, »es dauert länger. Wir warten seit Monaten auf die Bewilligung vom Denkmalschutz, um endlich mit dem Vestibül anfangen zu können. Immer fehlt ihnen etwas, Gutachten, Kalkulationen. Dabei muss erst der Eingang fertig sein, bevor das Café entstehen kann. Die Gäste müssen schließlich irgendwie hereinkommen.«

Mir stellte sich eher die Frage, *woher* die Gäste kommen sollten, denn Plenskow hatte zu dieser Zeit etwa vierzig Einwohner, die wohl kaum ein Café brauchten, zumal es mit dem *Hirschen* bereits eine Dorfkneipe gab, eine schlecht laufende wohlgerneht. Doch ich fragte: »Ein Café?«

»Uns ist wichtig, dass so ein Haus zugänglich ist, es ist ja eine kulturelle Landmarke. Im Sommer können Tische im Ehrenhof stehen.«

Sie schaute nun auch hinaus auf das, was sie den Ehrenhof nannte: auf den von Baumaterial und einem Container verstellten Vorplatz, durch dessen Kies das Gras wuchs, dazu dorniges Gestrüpp und eine Tanne, die die Tür zu einem Eingang der ehemaligen Stallungen blockierte. Die

Wirtschaftsgebäude zum anderen Flügel hin waren vorzeiten abgerissen worden, sodass der Hof in eine Wildnis auslief, die sich auf dem verlassenen Nachbargrundstück fortsetzte. Der Wind spielte mit dem Vorderrad eines hingeworfenen Kinderfahrrads. Am Weg parkten Autos: neben meinem das von Konrad und ein Passat ohne Kennzeichen.

»Das stelle ich mir schön vor«, sagte ich und meinte es ehrlich, denn trotz des unermesslichen Verfalls, trotz der überwältigenden Aufgabe hatte dieser Ort einen Zauber, der zuversichtlich machte. Irgendwie würde es schon werden, und indem sich die Wunden dieses Anwesens schlossen, würden auch wir heil werden und alles, was unstimmig war an unseren Leben, wäre wie weggeweht. Hinter dem maroden Zustand war zu ahnen, dass dies eigentlich das Paradies war.

Konrad und Selma kamen herein; Laure folgte ihnen mit dem Kätzchen. Sie hatte sich in den beiden Jahren meiner Abwesenheit verändert, erinnerte nun nicht mehr an einen Barockengel, sondern an die gute Fee im Märchen, als hätte man tatsächlich drei Wünsche bei ihr frei, wenn man nur ein guter Mensch war. Jakob, der Jüngste, versuchte es gerade: »Kann ich die Katze mal nehmen?«

Laure schüttelte den Kopf: »Das mag sie nicht.«

Selma gab die Neuigkeit bekannt: »Schaut mal her, – Konrad du auch! –, dahinter ist ein Bild!«

»Darauf müssen wir anstoßen«, sagte Konrad und verließ die Werkstatt schon wieder. Jakob kletterte auf die

Leiter wie auf einen Mastbaum und rief: »Ich sehe es!« Doch Selma wusste es besser: dass er nämlich nur einen kleinen Ausschnitt sah von einem Bild, das sich über die gesamte Wand erstrecken musste. Laure, wohl unzufrieden, weil sie nicht auch nachsehen konnte, rief, dass sie einen Namen für die Katze wüsste. Konrad kam mit einer Flasche Wein und einem Korkenzieher zurück; das ärgerte Marlene, weil die Limonaden für die Kinder fehlten. Sie schnaufte empört durch die Nase, so wie Selma es auch manchmal machte, und ging selbst in die Küche. In den Moment der Stille hörten wir Laure jammern, dass die Katze Elmar heißen solle.

»Ja, ist doch gut«, sagte Konrad, der mir die Flasche zum Öffnen in die Hand drückte und Laure in den Arm nahm. »Elmar ist ein toller Name, den nehmen wir.«

Er war schon immer gut gewesen in unhaltbaren Zusagen, mein kleiner Bruder, aber das machte ihn ja so liebenswert, er legte nichts auf die Goldwaage. Diesmal hatte er die Rechnung ohne Selma gemacht, die durchaus etwas gegen diesen Namen hatte.

»Wieso Elmar? Wir wissen doch gar nicht, ob es ein Kater ist!«

Aber Laure sagte nur verrätselt: »Elmar – Selma«, und irgendetwas an diesem Gleichklang beschwichtigte ihre Schwester, ließ sie die Schultern zucken – meinetwegen –, und wenn sie zustimmte, war es ein So-sei-es!, dazu musste sie nicht erst herrisch werden. Jakob ging nicht davon aus, in der Namensfrage mitreden zu dürfen, genauso

wenig wie ich, aber in mir musste sich doch eine leise Wut darüber geregt haben, denn irgendwoher wuchs mir die Kraft zu, den widerspenstigen Korken zu ziehen.

Zwei Wochen darauf fuhr ich wieder nach Plenskow. Der Denkmalschutz hatte sein Einverständnis mit den Baumaßnahmen erklärt, und Marlene hatte mich gebeten, bei den Arbeiten im Vestibül zu helfen, die nun endlich beginnen konnten. Ich sagte zu, denn, so mein Kalkül, für meine verfahrenere Dissertation wäre es vielleicht förderlich, etwas ganz anderes zu tun, etwas Körperliches. Die Wahrheit war nämlich: Schon seit der Tagung im März wusste ich, dass meine Forschungsfrage von einem britischen Team umfassend beantwortet worden war. Ich musste mein Thema ändern, war aber nach den langen Schichten in der Klinik zu erschöpft für neue Ideen. Mein Doktorvater signalisierte Ungeduld. Vielleicht, dachte ich, würden mich die Bauarbeiten ja geistig beweglicher machen. Manchmal kamen einem die besten Einfälle beim Schuheputzen oder Einräumen der Waschmaschine – warum also nicht beim Entkernen des früher einmal prächtigen Entrees?

Wir hatten uns viel vorgenommen, wollten den Putz von den Wänden schlagen, den vermauerten Eingang zu Marlenes Werkstatt aufstemmen (Jakob hoffte dort auf einen Schatz), die Wände frisch mit Lehm verputzen und bei all dem darauf achten, dass die bereits erneuerten Stromleitungen keinen Schaden nahmen. Dann gab es noch den Boden mit den breiten Dielen, die teils abzu-

schleifen, teils zu ersetzen waren. Zu viel für ein Wochenende, zumal wir am ersten Nachmittag überhaupt nicht vorankamen, weil sich das fahrbare Gerüst nicht aufbauen ließ. Ein Malermeister hatte Marlene offenbar Streben, Riegel und Bretter verschiedener Modelle verkauft. Meine Mutter Rita, die sich in diesen Tagen eigentlich den Kindern widmen sollte, stand neben uns und erteilte Ratschläge. »Da fehlen doch Teile!«, rief sie aufgebracht. Pavel, mein Vater, der aus Altersgründen keine Aufgabe übernahm, ließ sich auch manchmal bei uns blicken und stellte fröhlich fest: »Richtig, da fehlen Teile.« Worauf Rita sagte: »So wird das nichts mit dem Subotnik im Foyer.« »Nicht Foyer – Vestibül!«, sagte Marlene. »Das ist hier ein einwandfreies Foyer!«, wies Rita sie zurecht. Als sie nach einigem Streit darüber endlich auseinandergingen, kehrte Ruhe ein und Konrad sagte: »Die Bretter hierhin, die langen Streben dorthin, die Rollen erst mal zur Seite.« Wie ein chirurgisches Team setzten wir das Puzzle zusammen, bis es die ganze Wand hochgewachsen war. Wie Gerüstbauer – oder so, wie wir sie uns vorstellten – stießen wir auf dem obersten Brett an und feierten den Erfolg.

Wir lagen auf dem Rücken und schauten an die Decke.

»Stell dir vor«, sagte ich, »wir müssten ein Deckenbild malen. Michelangelo soll von seiner Arbeit in der Sixtinschen Kapelle Verspannungen bekommen haben.«

»Bloß nicht«, seufzte Konrad neben mir, »nicht noch ein Bild, sonst sind wir demnächst ruiniert.«

»Wie geht es mit dem Wandbild drüben weiter?«

»Marlene hat einen Restaurator gefunden, der scheint uns aber vergessen zu haben. Mir ist das recht, wir haben genug mit den wichtigen Sachen zu tun.«

»Das Fresko ist auch wichtig!«, hörten wir Marlenes Stimme von unten. Dann sagte sie leise: »Ach hier bist du«, und ich setzte mich auf, um zu sehen, wer uns noch belauscht hatte. Es war aber nur das Kätzchen, das auf dünnen Beinen über die Dielen taumelte. »Ein Fresko«, rief Marlene nun wieder zu uns nach oben, »ist ein Glücksfall für das Café. Außerdem kommen sie gerade.« Munter öffnete sie die Tür, vor der tatsächlich eine kleine Gruppe Unbekannter stand. Marlene, ganz Hausherrin, bat sie herein, als wäre dies bereits der prächtige Empfangsraum, den sie vor ihrem inneren Auge sah. Kein Wort der Entschuldigung, kein Wir-renovieren-hier-gerade. Marlene wurde auch gleich als die ausgemacht, die hier das Sagen hatte, und wir – man streifte uns kurz mit dem Blick – wohl als die illegal beschäftigten Bauhelfer aus dem Osten. Wir hatten unsere Shirts über die unteren Streben des Gerüsts geworfen, leider, so waren sie unerreichbar; und während ich mich dort oben ausharren sah, bis die Gesellschaft weitergezogen wäre, stieg Konrad wie selbstverständlich hinab und schüttelte den Gästen die Hand. Die Besucher, zwei Paare, nahmen seine Aufmachung nach kurzer Verwunderung hin, obwohl sie selbst sehr teuer gekleidet waren, besonders die beiden Älteren in den Beigetönen. Ich fand, sie sahen aus, als würden sie nach Pflegemitteln riechen; als wären sie in einem bronzefar-

benen Mercedes angereist. Sie sahen nach Geld aus. Die beiden anderen waren der Restaurator Herr Tile und seine Frau, der Konrad nicht die Hand geben konnte, weil sie sich auf Elmar gestürzt hatte, der nicht wusste, wie ihm geschah, als er von der Dame abgeküsst wurde. »Wie herzlich!«, rief sie dabei voller Leidenschaft.

»Ich habe meine Frau mitgebracht, wenn Sie entschuldigen«, sagte Herr Tile, »wir möchten eine zweite Meinung für ihr Nervenleiden einholen.« Er schaute Konrad an, der als Allgemeinarzt wohl kaum der Richtige dafür war und nichts erwiderte. »Wir haben schon viele Leute vom Fach konsultiert, etliche Koryphäen darunter, aber keiner wusste Rat«, drang Herr Tile weiter in ihn. »Da dachte ich: Sie nehmen meine Frau in Augenschein und ich ihr ominöses Fresko, nicht wahr?«

Damit war die Sache für Herrn Tile wohl abgemacht, denn er fuhr fort: »Diese beiden«, er deutete auf das Pflege-mittelpaar, »interessieren sich für mecklenburgische Gutshäuser und würden gern einen Blick in dieses Kleinod werfen, an das sie Erinnerungen knüpfen, nicht wahr?«

Endlich zogen sie weiter, Frau Tile zuletzt, die nur schwer von dem herzigen Kätzchen lassen konnte. Als ich ihre Stimmen in der Werkstatt hörte, trat auch ich den Weg nach unten an, warf mein staubiges Shirt über und folgte ihnen. Inzwischen hatten sich auch meine Eltern der Gruppe angeschlossen; man betrachtete ehrfürchtig die schmucklose Wand. Im Dämmerlicht war aber nur die alte Tünche zu sehen, was Rita dazu veranlasste, das

Vorhandensein des Bildes infrage zu stellen: Marlene habe sich da verrannt; nach ihrer Ansicht sei nur eine alte Farbschicht unter der neueren, was Pavel mit fünffachem Nicken bestätigte. Herr Tile allerdings, der bereits Witterung aufgenommen hatte, bat um Beleuchtung, kletterte mit seinem Koffer die Leiter hinauf und verschwand aus unserer Welt. Seltsam, auch später, als er das Bild freilegte, vergaßen wir ihn da oben, und nur der Geruch seiner Farben und Tinkturen erinnerte daran, dass seine Frau uns nicht allein besuchte, die sich am Boden wie ein schwerfälliger Vogel plusterte und von ihrem neuen Doktor schwärmte.

Konrad muss ihr Auskünfte gegeben haben, die sie sehr für ihn einnahmen. Aber vielleicht beruhigte sie auch einfach der Umgang mit ihm, mit diesem Liebling der Götter, für den das Leben schön und zum Genießen gemacht war. Bot er Frau Tile einen Kaffee an, was er gleich an diesem ersten Abend tat, hielt sie inne, als müsse sie erst die Weltseele befragen, und sprach: »Einen schwarzen Kaffee bitte sehr, ganz schwarz, ohne Zucker, ohne Koffein«, jede Silbe betonend, als ginge sie davon aus, Konrad habe einen derart originellen Wunsch nie zuvor vernommen. »Wow! Ganz schwarz!«, kam Selmas lakonisches Echo, wofür sie von Marlene einen Rüffel bekam.

Das Pflegemittelpaar wollte nichts trinken. Ich hatte das Gefühl, sie wollten *hier* nichts trinken, aber Konrad drückte dem Herrn geistesabwesend ein Glas Kognak in die Hand, das er sich vorsichtig nippend mit seiner Frau teilte.

Als wir uns wieder an Herrn Tile auf der Leiter erinnerten, hatte der die Öffnung in der Wandfarbe vergrößert. Dahinter war eine gemalte Hand zum Vorschein gekommen, die das rote Ding hielt. Darauf lag heller Staub. Als Herr Tile wieder heruntergekommen war, nahm Marlene seinen Platz ein, um sich die Sache aus der Nähe anzusehen. »Ein Granatapfel, in einer Hand«, sagte sie und gab die Leiter wieder frei. Das Pflegemittelpaar blieb stehen, wo es war, aber Laure wollte es diesmal nicht wieder verpassen, stieg hinauf und rief: »Ein Herz!« Als ich oben war, erblickte ich in der fein gezeichneten Hand, eindeutig einer Frauenhand, einen kleinen Ball, den sie gerade für einen Hund werfen wollte. Auch Pavel schickte sich an, den Weg nach oben anzutreten, doch Rita verbot es ihm. »Wir werden sehen«, sagte Herr Tile, als seine Frau geziert die ersten beiden Leitersprossen so emporstieg, als hätten diese Wände nie etwas Feierlicheres gesehen als diesen Aufstieg. In der Mitte rief sie: »Huch, ist das hoch, mein Gott!«, flatterte noch ein wenig höher und wurde ernst. Rief, wir müssten sie retten. Woraufhin ihr Mann sagte: »Es könnte auch ein ganz gewöhnlicher roter Boskoop sein.«

Herr Tile nahm die Maße des Rechtecks unter der Farbe. Das Pflegemittelpaar beriet sich leise. Jakob fragte: »Worüber redet ihr?«, doch sie entgegneten ihm: »Du bist aber neugierig, kleiner Mann.« Und zu Marlene gewandt: »Wir suchen etwas Ähnliches für unsere Hotelkette, so wie hier, mit großem Park und Seenähe.« Die sind gut in-

formiert, dachte ich misstrauisch. Marlene aber ergriff die Gelegenheit und führte die beiden herum; zu gern zeigte sie ihr Reich, liebte die Anwesenheit von Zeugen für ihr Lebenswerk, das sie vorführte, als wäre es bereits fertig. Wie ein Wachhund schloss ich mich ihnen an. Der Park, erklärte Marlene, als wir im Garten standen, gehöre nicht mehr zum Grundstück, er werde inzwischen Pferdewiese genannt, obwohl dort keine Pferde weideten, und der Garten des Hauses ende schon am Zaun. Durch die Pforte führe ein Weg durch den ehemaligen Park zur Kirche, erklärte sie weiter, dem Backsteinbau dort hinten mit einem träumenden Sternenhimmel an der Decke und den Dredow'schen Grabplatten auf dem Boden. Frau Niemann aus dem Dorf bewahre den Schlüssel; nur heute sei es zu spät für eine Besichtigung. Wollte Marlene wirklich, dass die beiden wiederkamen? Unruhig geworden, mischte ich mich ein: Wer hier ein leerstehendes Gutshaus suchte, könne sich eine ganze Sammlung davon zulegen, erklärte ich, denn in dieser Gegend gebe es sie zu unfassbar läppischen Kaufpreisen. Doch für das Paar war ich wohl noch immer der illegal Beschäftigte, zumindest einer, der hier nichts zu melden hatte, sie übergangen meine Einwürfe und folgten Marlene weiter über das Anwesen. Auf dem Vorplatz – ich hielt vergeblich Ausschau nach einem bronzefarbenen Mercedes, sah nur einen rostigen Ford – gab Marlene Bericht über die Instandsetzung vom Walmdach bis zur unverputzten Backsteinfassade, die Installierung der Ölheizung wenigstens für die untere Etage, was das für eine

Mühe gewesen sei, und erst die Stabilisierung des Mittelrisalits! Darüber, das sei das von Dredow'sche Wappen, das eine Kastanie, einen Kiebitz und einen Kranich zeige. Es sei nicht überliefert, warum es gleich zwei Wappentiere gab. Die zweiläufige Treppe davor würde noch ein schmiedeeisernes Geländer erhalten, dann sei es geschafft. Natürlich nur außen. Mal abgesehen vom Ehrenhof. Und den Stallungen. Das Pflөгemittelpaar nickte.

Nun kam Frau Tile aus der Tür, dahinter ihr Mann, der im Vorübergehen das Versprechen abgab, sich alsbald wegen des Wandgemäldes zu melden, denn ein Fresko sei es nicht, das könne er schon sagen. Und seine Frau habe ja auch einen Termin beim Doktor. Mit Schwung öffnete er den Kofferraum des Fords, warf seine Utensilien hinein, schlug ihn mit demselben Schwung wieder zu, wobei der Wagen erstaunlicherweise vollständig blieb. Das erwähne ich nur, weil von diesem Wagen immer wieder Teile abfielen. In den nächsten Monaten fanden wir auf dem Vorplatz eine Radioantenne, beide Nummernschilder, den Auspuff und einmal sogar die Beifahrertür, was Herr Tile aber selbst rechtzeitig bemerkte. Diesmal setzte sich die ganze Gesellschaft hinein; das Pflөгemittelpaar nach hinten, das ob dieser Zumutung keine Miene verzog, Frau Tile auf den Beifahrersitz, den sie sich weit nach hinten schob, und Herr Tile ans Steuer, dem ich vorenthielt, wie gefährlich platt seine Reifen wirkten, denn ich wollte ihn wirklich nicht aufhalten.

Das hatte ich mit Rita gemeinsam, auch mit den beiden

Mädchen, die beim Abendessen Spaß daran fanden, Frau Tile zu spielen. »Würden Sie mir bitte sehr das pure Salz reichen, Verehrteste?«, fragte Selma bedeutungsvoll, und Laure blickte sie reglos und königlich an und antwortete erst nach kunstvoller Pause, die Augen forschend zur Decke gerichtet: »Von ganzem Herzen gern, nur wird mir dabei stets so *anders*.« Marlene lachte zwar auch, verbat sich aber die Fortsetzung der Show, denn man solle sich nicht über andere Menschen lustig machen. Jakob mochte Frau Tile und nahm sie in Schutz; auch Konrad fand sie unterhaltsam und liebenswürdig. Nur Rita musste noch anbringen: »So ein Getue!«

Doch diesen Begriff benutzte sie für allerhand. Zum Beispiel war es für sie Getue, dass die Kinder im Gewächshaus schlafen wollten, denn dazu mussten eigens Luftmatratzen aufgepumpt, das Moskitonetz gesucht und die Batterien der Taschenlampen gegen neue ausgetauscht werden, die sich dann ebenfalls als leer erwiesen. Rita wurde ungehalten, als sie mich mit Kabeltrommel und Schreibtischlampe erwischte, denn unser Ziel sei Fortschritt im Foyer! Auch Pavel ließ sich hören: »Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen«, und ich merkte, wie müde ich ihrer Gesinnung war. Wie viel schöner war es im Glashaus, im Kürbispflanzenreich mit seinen Schatten und Spinnen, in dem die Kinder Fragen stellten, die Erwachsenen nicht mehr einfielen. Als ich eintrat, erzählte Laure gerade, dass sie beim Zubettgehen ihre Socken anziehe, weil es behaglich sei, sie nach einer Weile wieder auszuzie-

hen, dann fühlten sich die Füße weich an. Selma kannte den Effekt, Jakob wollte es heute Nacht probieren und zog sich seine Socken wieder an. Dabei bat er mich zu erzählen, wie ich Marlene kennengelernt hatte.

»Ich habe eine bessere Geschichte für euch«, log ich, weil mir diese Frage nicht lieb war, und begann irgendwie: »Ein junger Seemann, vielleicht elf oder zwölf Jahre alt, wollte nach Singapur fahren ...«, aber meinen Zuhörern missfiel, dass er noch ein Kind war und keinen Namen hatte. Also begann ich die Geschichte so: »Ein junger Seemann namens Jürgen« – »Jürgen?! Nein!«, protestierten sie – »Achim? Ede? Uwe? Ernesto? – Also, Ernesto sehnte sich danach, die prächtige Stadt Singapur zu sehen, und schiffte sich ein. Sein Heimathafen war Birmingham, weil seine Mutter wegen einer Karriere beim Zoll von Barcelona nach Birmingham umgezogen war, als er elf war.« – »Jetzt komm mal zum Punkt!«, ermahnte mich Selma. – »Von Birmingham stach er in See, ein bisschen seekrank, aber vor allem glücklich, endlich die großen Meere zu überwinden, auch wenn er dazu das Deck schrubben musste. Schon bald aber waren sie zum Halt in Brest gezwungen, denn ihr Anker fehlte. So konnte man schließlich nicht fahren, weshalb sie darauf warteten, dass ihn ein Taucher auf dem Meeresgrund wiederfand.« Jakob schnarchte leise, Laures Augenlider zuckten, und Selma streichelte im Halbschlaf die Stelle auf der Decke weiter, wo der Kater gelegen hatte, bevor er sich in die Nacht schlich.

Da lagen sie und schliefen, als wäre das Leben ein großer schöner Traum. Wie gern hätte ich Kinder gehabt! Meine ganze brachliegende Vaterliebe richtete ich nun auf diese, Marlenes Kinder, die Konrad zum Vater hatten. Warum gründete ich keine eigene Familie? Mit Ende dreißig war es dafür nicht zu spät. Aber meine Frau hätte nun einmal Marlene geheißten, hätte seidenschwarzes Haar, ein paar Kilo zu viel und Kleider gehabt, die immer etwas zu bunt und selbstgenäht aussahen. In mir gab es nur dieses eine Bild von einer Frau, obwohl ich wusste, dass meine Treue nichts nützte.

Ich löschte das Licht und zog mich in die Werkstatt zurück. Hier hatte ich schon viele Nächte verbracht, früher, als sie das Haus gerade gekauft hatten. Ich mochte das Behelfsmäßige daran, das Gefühl, dass hier noch alles entstehen und gelingen konnte. Das schmale Sofa war wie die Koje in der Jolle, die Konrad und ich seetüchtig gemacht hatten, als wir noch studierten; und auch in dieser Nacht klang der Wind, der an die Scheiben drückte, nach Aufbruch. In den Schlaf geschaukelt, träumte ich, auf See zu sein und an Skorbut zu erkranken. Der Mast war morsch. Es rumpelte seltsam. Das Rumpeln klang wie ein unregelmäßiges Metronom, das die letzten Takte meiner verbliebenen Tage zählte. Erschrocken öffnete ich die Augen – und war nicht allein. Das Morgenlicht fiel auf Pavel, der in seinem gestreiften Pyjama die Leiter vor dem Wandbild so wackelnd erklomm, dass es gespenstisch war. Aus Angst, ihn

zu erschrecken, hielt ich mich still und sah ihm gespannt zu: Mit den Händen klammerte er sich fest, hob langsam und sehr konzentriert das linke Bein auf die nächste Sprosse und zog das rechte Bein nach. Auf der Hälfte reckte er den Hals, ob er den Bildausschnitt schon sehen konnte, entschied sich, noch eine Sprosse höher zu steigen, und betrachtete endlich, was ihm Rita versagt hatte. Ich hoffte, er würde auch den Rückweg meistern, aber er schickte sich nicht an, ihn anzutreten, sondern schaute und schaute, richtete den Blick in die Ferne, schaute aus den Fenstern über die Felder und sagte auf einmal heiter: »Ich weiß, dass du wach bist, Nikita. Sieh dir die Rehe auf dem Feld an. Die haben's gut.« Dann erst setzte er seine alten Füße wieder in Bewegung, verlor einen Pantoffel und hatte es fast geschafft, als Rita hereinstürzte und im Versuch, ihn festzuhalten, das ganze Gefüge ins Wanken brachte. Pavel stolperte und lächelte Rita an. »Die Hand hält eine Trommel. Die jungen Menschen sind zu eilig, darum hat es niemand erkannt.« Dann bückte er sich nach seinem Schuh. »Nikita«, rief Pavel zu mir herüber, »du dachtest, es wäre ein Ball, haha!«

»Was sagt denn Konrad dazu?«, wollte Rita wissen, aber Konrad hatte sich bisher nicht die Mühe gemacht, das Ding anzusehen und ihm einen Namen zu geben.

»Es ist ein Granatapfel, hat Marlene doch gesagt«, murmelte ich und schloss die Augen wieder.

»Als ob Marlene es wüsste!«, schimpfte Rita. Auf Marlenes Meinung wollte sie nichts geben, da stieg sie lieber

selbst auf die Leiter – und konnte sich keinen Reim aus dem machen, was sie sah. Also kam sie wieder herunter. »Ich sage dazu nichts!«, beschied sie, hakte Pavel unter und zog ihn hinaus. Aus der Küche hörte ich ihre Kommandos, barsch, doch irgendwie auch verletzlich, und dazu angetan, die Schlafenden im ganzen Haus zu wecken. Sie suchte nach einem Tischtuch (wahrscheinlich gab es keins), fand dafür Dinge, die sie nicht gebrauchen konnte (»Kokolores«) und gab es schließlich auf (»kein Beinbruch«).

Was sollte das nur werden mit Rita? Welche Aufgabe würde sie übernehmen können, jetzt, wo sie im Vorruhestand war? Pavel würde wahnsinnig werden, wenn sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihn richtete, sie brauchte ein neues Wirkungsfeld wie in diesen Tagen: Während wir im Vestibül arbeiteten, sorgte sie für Mahlzeiten, erzählte ihren Enkeln Lehrreiches, entfernte den Staub, den wir machten, und fand dabei noch Zeit zum Aufräumen aller Küchenschränke.

Konrad, Marlene und ich klopfen den lockeren Putz von den Wänden und trugen ihn in Eimern zum Container, der sich langsam füllte. In den Pausen muteten wir unseren Lungen noch mehr zu und rauchten, bis Pavel uns ermunternd zurief: »Da hilft nur dreierlei – erstens Kopf hoch, zweitens Kopf hoch, drittens Kopf hoch!« Als ich abfuhr, hatte ich Ermutigung wirklich nötig. Ich brauchte Urlaub, am besten in einem Luftkurort, hatte aber meine nächsten freien Tage schon für die unerledigten Arbeiten im Vestibül versprochen.